

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 76 (2014)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Jacques Bongars. Humanist, Diplomat, Büchersammler.

Bern: Stämpfli 2012 (Passepartout 6). 128 S. ISBN 978-3-7272-1237-6.

Wieder einmal erweist sich das *Passepartout* als geeignetes Format: Auf leicht lesbare Art wird uns mit Jacques Bongars (1554–1612) ein Mann nähergebracht, dessen Name vielen Menschen in Bern ein Begriff ist, ohne dass sie genauer wüssten, was er mit Bern zu tun hat und warum sich seine umfangreiche Gelehrtenbibliothek heute in der Berner Burgerbibliothek befindet.

In fünf einführenden Kurztexten werden diese und viele weitere Fragen beantwortet. So stellt zunächst Florian Mittenhuber die Person Jacques Bongars vor und gibt dann einen knappen Überblick zu den von ihm gesammelten Handschriften. Anschliessend führt Sabine Schlütter in den umfangreichen Bestand an gedruckten Schriften ein und verortet die Gelehrtengestalt Bongars in seiner Zeit. Claudia Engler fragt schliesslich nach dem politischen Kontext der Überführung der Bibliothek nach Bern. Der Katalog begleitet und illustriert die einführenden Texte, erweitert angesprochene Fragen mit einem zusätzlichen Blickwinkel und ermuntert zum anregenden Hin-und-her-Blättern während der Lektüre. Der hintere Katalogteil kann als «Blütenlese» aus der Bibliothek verstanden werden und macht gerade durch die scheinbare Zufälligkeit des Gewählten auch eine inhaltliche Aussage: So breit war das Interesse und Wissen dieses frühneuzeitlichen Gelehrten!

Da das *Passepartout* aus der Fülle der offenen Fragen zur Bibliothek von Jacques Bongars nur einige Aspekte in knapper Form herausgreift, können und sollen diese an dieser Stelle nicht zusammengefasst werden. Stattdessen möchte ich beispielhaft die Antwort auf die eingangs gestellte Frage etwas ausführlicher vorstellen. Wie kommt die Bibliothek eines französischen Hugenotten ohne direkten Schweizer Bezug nach Bern? Im Rückblick wirkt vieles zufällig. So etwa die Heirat des Strassburger Patensohns und testamentarischen Erben des kinderlosen Bongars, Jakob Graviseth (1598–1658), mit der Bernerin Salome von Erlach (1604–1636). Jakobs Vater, René Graviseth, war Juwelier und Bankier in Strassburg und Kreditgeber des stets in finanziellen Nöten steckenden Bücherfreunds Bongars. Die Beziehung vertiefte sich über das Geschäftliche hinaus zu einer engen Freundschaft. Die als Erbin eingesetzte Familie Graviseth verstand es als oberste Verpflichtung, die wertvollen Bücher für die Nachwelt zu erhalten. Der Transfer in die Schweiz und das Geschenk an Bern war in diesem Sinne folgerichtig und erwies sich im Rückblick als weise, hätte die Bibliothek doch auf kaum einem anderen Weg so unbeschadet die folgenden Jahrhunderte überstanden.

Trotzdem hätte die Geschichte mit der Erbschaft auch anders ausgehen können. Bongars hatte es dem Heidelberger Gelehrten und Freund, Georg Michael Lingelsheim (1556–1636), übertragen, bis zur Volljährigkeit des Patenkindes Jakob Graviseth die Sorge für die Bücher zu übernehmen. Dieser fasste die Funktion einer wissenschaftlichen Bibliothek anders auf: Für den Kollegen war die Nützlichkeit, die Zugänglichkeit einer Bibliothek oberstes Gesetz. Und er wusste: Auch Bongars hatte diese Überzeugung vertreten. Eine eigene Büchersammlung war die Grundbedingung für die «Mitgliedschaft in der Gelehrtenrepublik» (S. 30). Lingelsheim hatte im Zuge des 30-jährigen Krieges nicht nur seine eigene Privatbibliothek verloren, er hatte auch miterleben müssen, wie die Bücher aus der reformierten Stadt Heidelberg nach Rom transferiert worden waren. 1631, im Jahr der Überführung nach Bern, war die reformierte Kriegspartei auf dem Vormarsch, die Schweden nahmen Heidelberg ein und die Bongarsiana wäre in dieser Stadt hochwillkommen gewesen.

Dasselbe galt aber auch für das reformierte Bern, dessen Bibliothek sich durch das Geschenk mehr als verdoppelte und das sich als neues Zentrum, als «neues Heidelberg» oder gar als Gegenpol zu Rom, verstehen konnte. Sehr rasch und auf vorbildliche Weise kam man hier der Bestimmung nach, die Bibliothek zu katalogisieren. Die staatliche Repräsentation war für die Republik Bern denn auch weit wichtiger als die wissenschaftliche Ausstrahlung. Gästen zeigte man in der Folgezeit neben dem Münster und dem Zeughaus auch den bedeutenden Zeugen des wissenschaftlichen Erbes.

Die Kürze der einführenden Beiträge, die Vielfalt der Katalogtexte von unterschiedlichen Autorinnen und Autoren, die dazwischen vermittelnden Verweise – alle diese Faktoren befördern den Einstieg in die Thematik, ermutigen zum «Querlesen» und zum individuellen Suchen nach Antworten zu den besonders interessierenden Fragen. Kaum jemand wird das Büchlein, mit wie immer ausgezeichneter grafischer Gestaltung und hervorragender Abbildungsqualität, ohne persönlichen Gewinn wieder zur Seite legen.

Charlotte Gutscher, Bern

Dubler, Annemarie: Staatswerdung und Verwaltung nach dem Muster von Bern. Wie der Staat vom Mittelalter an entstand und sein Territorium verwaltete – und wie die Bevölkerung damit lebte.

Baden: hier + jetzt 2013 (Archiv des Historischen Vereins der Kantons Bern, Bd. 90). 374 S. ISBN 978-3-03919-278.

Der vorliegende Band fasst mehrere Artikel aus der umfangreichen Forschungstätigkeit von Anne-Marie Dubler zusammen. Im Fokus steht die Entstehung der Staatlichkeit und Verwaltung in Bern und ihre Auswirkungen auf die Lebensumstände der Bevölkerung. Dabei konzentriert sich die Autorin auf das Gebiet Oberaargau – Emmental – Region Thun.

Die für diesen Band der Archivreihe ausgewählten Artikel sind in den letzten 25 Jahren entstanden und wurden von der Autorin im Hinblick auf diese Publikation überarbeitet und auf den aktuellen Forschungsstand gebracht. Die ersten beiden Artikel widmen sich den Landgrafschaften sowie den Adels- und Stadtherrschaften des ausgehenden Mittelalters zwischen Hohgant und Burgdorf. Dabei rekonstruiert die Autorin akribisch die Grenzverläufe der mittelalterlichen Herrschaftsgebiete. Sie zeigt auf, wie sich der Herrschaftsanspruch der Rechteinhaber, insbesondere der Stadt Bern, allmählich von der Orientierung am Personenverband hin zu territorial klar abgegrenzten, abgerundeten Gebieten verändert.

Die folgenden drei Artikel nehmen die Konkurrenzsituation zwischen den Landstädten Burgdorf und Thun und den Herrschaftsansprüchen der Berner Obrigkeit sowie die Ausweitung der Berner Herrschaft im Oberaargau vom Spätmittelalter bis zum Ende des Ancien Régime in den Blick. Die Stadt Bern hatte 1384 sowohl Burgdorf als auch Thun dem verarmten Grafenhaus Kyburg abgekauft. Damit war allerdings noch keinesfalls eine Herrschaftsintensivierung Berns verbunden. Wie die Kyburger kämpften in jener Zeit auch andere Feudalgewalten mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten und sahen sich gezwungen, Grundbesitz oder Herrschaftsrechte an aufstrebende Städte zu verkaufen. In den folgenden Jahrzehnten kaufte auch die Kleinstadt Burgdorf Niedergerichte in der Umgebung und baute so eine eigene Stadtherrschaft auf. Nach dem Twingherrenstreit 1471 und der Reformation wurde es für Burgdorf, wie auch für geistliche Herrschaftsherren im Oberaargau, immer schwieriger, ihre Rechte gegenüber den Ansprüchen Berns zu behaupten. In Thun ging Bern wesentlich systematischer vor als in Burgdorf. In einem Ratsentscheid von 1471 hielt Bern die Hoheitsansprüche der Stadt Thun schriftlich fest. Die Hoch- und Blutsgerichtsbarkeit behielt die Stadt Bern sich selbst vor. Die Niedergerichtsbarkeit mit der Ziviljustiz teilte sie sich mit der Stadt Thun.

Nach diesem ersten verwaltungsgeschichtlichen Teil wendet sich die Autorin stärker den Menschen und ihren Lebensumständen in der gleichen Region zu. Es folgen Artikel zum Schleiss – einer Form der Leibrente –, zu den Hintersässen, den Schachenleuten im Emmental und den Freiweibern im Oberaargau. Ausgehend von den rechtlichen Rahmenbedingungen stellt die Autorin mit dem Schleiss eine Form der frühneuezeitlichen Altersversorgung dar. Der Schleissvertrag regelte im Emmentaler Landrecht Wohnrecht und Nahrung für die Witwe nach dem Tod ihres Mannes oder im Falle einer frühzeitigen Hofübergabe für beide Elternteile.

Im Artikel zu den Hintersässen macht die Autorin deutlich, dass der Status der Hintersässen nicht mit Armut gleichzusetzen ist. Die Ausführungen über die Bewohner der Emmentaler Schachen hingegen zeigen, dass ein Umzug in eine Schachensiedlung in der Regel mit einem sozialen Abstieg verbunden war, unabhängig vom Status «Burger» oder «Hintersässe».

Anne-Marie Dubler zählt zweifellos zu den profundesten Kennerinnen rechts- und verwaltungsgeschichtlicher Quellen aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit im Raum Bern–Aargau. Mit fundiertem Wissen zeichnet sie anhand von Rechts- und Verwaltungsquellen aus der östlichen Berner Landschaft einerseits die Entwicklung der bernischen Staatlichkeit und der Territorialverwaltung im Ancien Régime nach und beschreibt andererseits die Lebensumstände der «einfachen Leute» im Emmental. Mit den vielen Kartendarstellungen der Landgerichte und Herrschaftsgebiete im Spätmittelalter hat die Autorin sehr hilfreiche Grundlagenarbeit für weitere Forschungen geschaffen.

Schade ist nur, dass durch die Aneinanderreihung von bereits bestehenden Aufsätzen im Aufbau und in der Gliederung des Buches viel Stringenz und überzeugende Argumentation verloren geht. So befindet sich zum Beispiel ein Kapitel mit dem Titel «Was verstehen wir unter Herrschaft, Adelherrschaft und Landesverwaltung?» mit grundsätzlichen Informationen über die komplexen rechtlichen Strukturen im Spätmittelalter und im Ancien Régime erst im zweiten Drittel des Buches. (S. 133–136) Die Beschreibungen der Grenzverläufe im ersten Teil sind naturgemäss etwas trocken ausgefallen. Die Schilderungen im zweiten Teil bieten dafür einen sehr anschaulichen Einblick in die Lebensumstände der Menschen in jener Zeit. Insbesondere damit leistet der vorliegende Archivband einen wichtigen Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte auch über Bern hinaus.

Regula Wyss, Konolfingen

Gotthelf, Jeremias: «Geld ist und bleibt Geld...». Fünf Geschichten rund um Geld und Geiz, Gier und Gewalt, aber auch um Glauben, Geduld und Gemeinsinn. Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken. Hans Joggeli der Erbvetter. Harzer Hans, auch ein Erbvetter. Segen und Unsegen. Der Besenbinder von Rychiswyl.

Nach den Erstdrucken neu herausgegeben und erläutert von Alfred Reber, unter Mitwirkung von Theodor Mahlmann. Bern: Berchtold Haller Verlag 2011. 304 S. ISBN 978-3-85570-144-5.

In einem schön illustrierten Buch macht Alfred Reber, wie schon in *Elsi, die seltsame Magd. Und andere Geschichten aus dem Übergangsjahr 1798* (Bern 2007), fünf moralische Erzählungen von Jeremias Gotthelf als gut lesbare und reich kommentierte Texte zugänglich. Sie kreisen um die bei Gotthelf häufig wiederkehrende Frage des «richtigen», mit christlichen Grundsätzen im Einklang stehenden Umgangs mit Geld.

Zunächst handelt Reber die Editionsgrundsätze ab und gibt Informationen zur Entstehung der Erzählungen sowie zum Verhältnis von Dichter- und Pfarrerrolle. Die diesem Kapitel folgenden Erzählungen legen offen, welche unterschiedlichen Aspekte des Themas «Geld» Gotthelf Bedeutung zumisst. In *Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken* stehen die Unbarmherzigkeit gegenüber Armen und die Geldgier im Zentrum. Die Erzählung *Segen und Unsegen* warnt vor Verschwendung und Hochmut, der Glück und Wohlstand als nicht von Gott gegeben betrachtet, zum finanziellen Ruin und zur gesellschaftlichen Ächtung führt. In den beiden *Erbvetter*-Geschichten geht es nicht nur ums Erben und Vererben, sondern immer auch um die Anforderungen an eine christliche Lebensführung. So schliesst die zweite Erzählung über den geizigen und gemeinen Harzer Hans: «Und das Geld, wo kam es hin, und die Erben, wer waren sie, und was hinterließ der arme Harzer Hans [...] mehr, als einen schlechten Namen der Welt und eine schlechte Seele dem – [Teufel]?» (S. 186) Eine Aufstiegs Geschichte schildert schliesslich *Der Besenbinder von Rychiswyl*, dessen Hauptfigur dank Tüchtigkeit, Demut und Gottvertrauen zu Wohlstand kommt.

Reber versieht die Texte mit als Marginalien verlaufenden Stellenkommentaren, die dialektale und unverständliche Passagen ebenso erläutern wie unklare Anspielungen auf zeithistorische Gegebenheiten. Den einzelnen Texten folgen jeweils Auszüge aus weiteren Schriften und Predigten Gotthelfs, die zwar für den Werkkontext aufschlussreich sind – besonders gelungen ist zum Beispiel die Quellenauswahl zur Erzählung *Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken* –, zum Teil aber auch etwas zufällig ausgewählt wurden. Die den Erzählungen folgenden Erläuterungen versammeln knapp grundlegende

Informationen zur Bevölkerungs-, Wirtschafts- und politischen Geschichte, Ansätze zur Interpretation literarischer Motive und Auszüge aus weiteren Werken Gotthelfs.

Die Textwiedergabe folgt den Erstdrucken; alle Korrekturen des Herausgebers sind vermerkt, sodass der Text der Erstaussgaben mithilfe der Randglossen rekonstruierbar ist. Dennoch erscheinen sie – hier ist insbesondere an die Korrektur der Kommasetzung nach heutigen Regeln zu denken – aus editorischer Sicht zum Teil fragwürdig, zumindest überflüssig. Insgesamt ist die Textauswahl gelungen; freilich hätte die Erzählung *Die Erbbase* (1849) einen weiteren interessanten Aspekt des Themas «Erben» geliefert: Zuse heiratet ihren viel jüngeren Knecht, um ihn statt ihrer Verwandten erblich begünstigen zu können.

Die Stellenkommentare, die viel umfangreicher sind als in den *Sämtlichen Werken* (Erlenbach-Zürich 1911–1977), sichern das Textverständnis in hohem Mass. Mit den vielen in den Marginalien aufgenommenen Bibelstellen, auf die Gotthelf anspielt, löst Reber sein in der Einleitung formuliertes Ziel ein: «Man soll merken, wie die Bibel fast wie der Basso continuo in alter Musik mitklingt.» (S. 10) Es bleibt der Leserschaft überlassen, zu urteilen, ob diese Praxis auch bei Redewendungen plausibel ist, die biblischen Ursprungs sind, aber schon längst zum allgemeinen Sprachgut zähl(t)en. Einige Kommentare erhellen die Anspielungen im Text nur bedingt; so müsste zum Beispiel erwähnt werden, dass der Verweis Gotthelfs auf die Abschaffung von Zehnten und Bodenzinsen (S. 175) wohl den zeitgenössischen Diskussionen geschuldet ist, war dies doch ein Anliegen der Berner Radikalen in den 1840er-Jahren.

Während Randglossen als Erläuterungshilfen lesefreundlich sind, erschwert die räumliche Aufteilung von Erläuterungen und Materialien die Orientierung. Zum Teil sind die Erläuterungen weiterführend, etwa wenn eine mögliche Vorlage für die Erzählung *Segen und Unsegen* verortet wird oder wenn Pestalozzis Schriften im Abschnitt «Armut und Arbeit» ausgewertet werden. Freilich vermisst die Rezensentin gerade hier einen Verweis auf Gotthelfs Wirken in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald und auf seine sozialkritische Schrift *Die Armennoth*. Bei anderen Themen hingegen begnügt sich Reber mit der Aufzählung weiterer Beispiele aus Texten Gotthelfs, so im Kapitel zum Erben. Für ein nicht-wissenschaftliches Publikum, an das sich der Band in erster Linie richtet, bietet Reber reichhaltige Kontextinformationen.

Insgesamt hat Reber einen vielseitigen Band zusammengestellt, der den facettenreichen Dichter Gotthelf den Leserinnen und Lesern nahebringt, einen Dichter, der neben moralisierenden auch köstliche Geschichten erzählen kann. Ein schöner Bonus sind die prächtigen Illustrationen Albert Ankers, Emil Zbindens und Ludwig Richters, zu denen sich im Anhang auch biographische Notizen finden.

Patricia Zihlmann-Märki, Bern

Erziehungsdirektion des Kantons Bern: Kolloquium zu Ehren von Jürg Schweizer: eine Veranstaltung der Denkmalpflege des Kantons Bern und der Universität Bern, 13. November 2009. Mit Beiträgen von Anne-Marie Biland, Richard Buser, Georges Herzog, Randi Sigg-Gilstad, Heinz Mischler, Hans Peter Würsten, Jürg Schweizer, Rolf Weber, Eva Schäfer und Bernhard Furrer.

Bern: Erziehungsdirektion des Kantons Bern, Amt für Kultur, Denkmalpflege des Kantons Bern 2010. 108 S. ISBN 978-3-9523701-0-0.

Jürg Schweizer, ehemaliger Denkmalpfleger des Kantons Bern, war und ist zweifellos eine prägende Persönlichkeit der schweizerischen Denkmalpflege. Kein Wunder also, dass die Denkmalpflege des Kantons Bern und das Kunsthistorische Institut der Universität Bern (Bernd Nicolai) anlässlich seiner Demission am 13. November 2009 ein stark besuchtes und beachtetes Kolloquium ausrichteten, dessen Beiträge nun in einem handlichen und reich bebilderten Band vorliegen. Zunächst als Kunstdenkmäler-Autor für die Stadt Burgdorf und ab 1990 als Amtsvorsteher hat Jürg Schweizer Konstanz und Wandel in der Denkmalpflege miterlebt und mitgestaltet. Wandel in der Denkmalpflege? Kann es in einer Disziplin, der man Beharrlichkeit und Hängen am Alten zuschreibt, überhaupt einen Wandel geben? In der Tat, es befassen sich gleich zwei gewichtige Beiträge mit diesem Phänomen. Bernhard Furrer, ehemaliger Präsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege und Professor an der Architekturakademie in Mendrisio, stellt «vor der Konstanz eines Grundverständnisses der Wichtigkeit der Denkmäler für jede Gesellschaft» einen «Wandel in der Umsetzung fest». Dazu gehören die umfassende Berücksichtigung von Bautypen über Kirche, Schloss und Bürgerhaus hinaus, der vermehrte Einbezug des Bauensembles, der Umgebung des Denkmals, ja der Kulturlandschaft als Ganzes. Er betont dabei zu Recht, dass es sich keineswegs um eine Ausweitung des Denkmalbegriffs handelt, sondern um die Entdeckung des geschichtlichen Zeugniswerts von Industriebau, Taunerhaus, Gartenanlage etc. In Bezug auf die Methode trat die Erhaltung der überlieferten Materie vor die (Wieder-)Herstellung des schönen Erscheinungsbildes, die Anwendung bewährter Materialien vor den Einsatz industrieller Wundermittel, die kontinuierliche Pflege vor die spektakuläre Restaurierung. Qualitätsvolle Gegenwartearchitektur im historischen Umfeld wird heute von der Denkmalpflege nicht nur toleriert, sondern gefördert, Nachbauten und blosser Fassadenerhaltung sind zunehmend geächtet. In der Zukunft können reale Denkmäler eine neue Rolle als Gegengewicht zur virtuellen Welt und damit weiterhin ihre herkömmliche Rolle als Verkörperung der Heimat spielen.

Was Furrer allgemein formuliert, setzt der Geehrte selber in sechs Prinzipien für den denkmalpflegerischen Alltag um. Deren Lektüre und Anwendung sei allen in der Denkmalpflege Tätigen ans Herz gelegt. Aus langjähriger Erfahrung schlägt ihnen Jürg Schweizer unter anderem vor, bei profunder Sachkenntnis und klar geäusselter Fachmeinung in der Lösungsfindung aktiv mitzuwirken, Vorschläge zu machen und der Bauherrschaft «auch in vermutlich zentralen, eigentlich indiskutablen Dingen Wahlfreiheit zu lassen». Der freiwillige Meinungsumschwung sei häufiger als der erzwungene und, wie anzufügen ist, auch nachhaltiger. Schweizer fordert von den Denkmalpflegenden die Geschichtlichkeit des Denkmals ernst zu nehmen, indem Veränderungswünsche an den bisher erfolgten und den zukünftig möglichen Veränderungen und an ihrer eigenen Veränderbarkeit, sprich Reversibilität, gemessen werden. Kontinuität habe einzig der Wandel. Wer sich fragt, wo denn der Sinn der Denkmalpflege bleibe, wenn doch alles unter den Händen zerrinnt, erhält zur Antwort, einerseits in der Erfüllung des menschlichen Grundbedürfnisses nach Erinnerung und andererseits in der Verlangsamung der Veränderung der gebauten Umwelt durch die Langlebigkeit der Denkmäler (Furrer).

Anne-Marie Biland stellt das von Jürg Schweizer initiierte und der gesetzlichen Grundlegung zugeführte *Berner Bauinventar* vor, das nach zwanzig Jahren abgeschlossen werden konnte und aus über 300 000 gesichteten Objekten etwas über 36 000 als schützens- oder erhaltenswert ausgeschieden hat. Es hat Vorbildcharakter über den Kanton hinaus. Ins Philosophische gehen die Gedanken von Richard Buser über die sprachliche Vermittlung von Bauwerken, während Rolf Weber mit der Präsentation eines Bilderbogens zu den bemalten Treppenhäusern in Biel eng an der Realität, einer allerdings poetischen Realität, bleibt. Den früheren und gegenwärtigen Restaurierungsalltag zeigen Georges Herzog an der Restaurierung von 1919–1928 der Kirche Bätterkinden mit ihren Dekorationsmalereien, Heinz Mischler an der Erhaltung von Malereien und Inschriften auf Holzfassaden und Hans Peter Würsten an mobilen technischen Kulturgütern – fahrenden Schiffen, Eisenbahnen und Strassenfahrzeugen – auf. Randi Sigg-Gilstad schildert, wie der Krise der 1990er-Jahre im Baugewerbe mit Einsatzprogrammen begegnet wurde, denen die Denkmalpflege und der Kulturgüterschutz wertvolle Bauaufnahmen verdanken. Schliesslich beleuchtet Eva Schäfer Theorie, Instrumente und Praxis der Ortsbildpflege.

Die Beiträge zeugen in Schrift und Bild ausnahmslos von persönlichem Engagement und erzählen Geschichten, die spannend zu lesen sind. Aus den verschiedenen Facetten ergibt sich das Bild der Denkmalpflege als ein Ganzes, das, wie Johann Mürner, ehemaliger Chef der Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege im Bundesamt für Kultur, in seiner Einleitung treffend festhält, Jürg Schweizer stets umfassend im Blick gehabt hat.

Georg Carlen, Luzern

Marti, Kurt: Notizen und Details 1964–2007.

Beiträge aus der Zeitschrift *Reformatio*. Mit dem Verein *Reformatio* hrsg. von Hektor Leibundgut, Klaus Bäumlín und Bernard Schlup. 3., durchges. Aufl. Zürich: Theologischer Verlag 2010. 1422 S. ISBN 978-3-290-17541-2.

Kurt Marti, 1921 in Bern geboren, war daselbst von 1961 bis 1983 Pfarrer an der Nydegkirche. Eine Professur für Homiletik an der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bern scheiterte 1972 infolge der Ablehnung durch den Regierungsrat des Kantons Bern aus politischen Gründen. Fünf Jahre später verlieh ihm die Universität den Ehrendokortitel. Marti ist vor allem als Schriftsteller bekannt geworden. Seine Gedichte, in denen er teils nachdenklich aus theologischer Warte, teils spielerisch und witzig und teils in Kombination von beidem zum Zeitgeschehen und zum Leben im Allgemeinen pointiert Stellung nimmt, gehören zum unverzichtbaren Kulturgut der Schweiz (z.B. *Rosa Loui*, 1967; *Leichenreden*, 1969). Mit seinen Texten «ir Bärner Umgangssprach» ist er einer der bedeutendsten Vertreter der neueren Mundartliteratur und wurde mehrfach ausgezeichnet.

Daneben publizierte Kurt Marti zahlreiche Prosabände sowie essayistische und theologische Schriften. Von 1964 bis 2007 verfasste er regelmässig Beiträge für *Reformatio – Zeitschrift für Kultur, Politik, Religion*. Nachdem bereits 1990 und 2001 zwei Auswahlbände daraus erschienen sind, liegt nun im Theologischen Verlag Zürich eine Gesamtausgabe der 254 nach Jahrzehnten gegliederten Texte vor. Herausgeber sind Hektor Leibundgut und Klaus Bäumlín, beides ehemalige Redaktoren der 2009 eingestellten Zeitschrift, sowie Bernard Schlup, Zeichenlehrer, der den Band als Brevier mit Lesebändchen dezent schwarz-grau-rot gestaltet hat. Zwar verleitet das schöne Buch dazu, täglich darin zu blättern – wie ja auch die Kolumnen ursprünglich für den Tag geschrieben worden sind –, der Umfang von 1422 Seiten und das Gewicht von 1,2 kg schränken die Handlichkeit allerdings ein. Obwohl es sich um eine dritte, durchgesehene Auflage handelt, sind noch einige Druckfehler stehen geblieben; im abschliessenden Titelverzeichnis stimmen einzelne Seitenzahlen nicht.

Unter dem bescheidenen, Ludwig Hohls Werken *Nuancen und Details* (1939) und *Notizen* (1944) nachempfundenen Titel *Notizen und Details*, wie die Rubrik in der *Reformatio* seinerzeit hiess, kündeten die Herausgeber im Vorwort «ein Panorama sondergleichen» an – und sie versprechen nicht zu viel. Es ist im Rahmen dieser Rezension nicht möglich, den beeindruckenden inhaltlichen und gedanklichen Reichtum der Beiträge, die zwischen zwei und elf Seiten aufweisen, auch nur annähernd auszuloten. Die Themen reichen vom familienfeindlichen Wohnungsbau, dem «Fremdarbeiterproblem» und dem Altwerden in der Stadt über das Auto als «Opium des Volkes», den Lernprozess des

TV-Anfängers und das Wesen von Todesanzeigen bis zur Bedeutung des Wörtchens «und», dem aufrechten Gang «durch mörderische Zeiten» und zu «Notizen, die Ewigkeit betreffend».

Stellungnahmen und weiterführende Reflexionen lösten welthistorische Ereignisse der letzten fünf Jahrzehnte aus, so zum Beispiel die gescheiterten Versuche zu einem demokratischen Sozialismus in der Tschechoslowakei und in Chile, der Vietnamkrieg, die Kriege auf dem Balkan und die Terroranschläge vom 11. September 2001 in den USA, wobei vielfach die entsprechenden Reaktionen in der Schweiz im Zentrum stehen. Auch viele Ereignisse, die die Schweiz intern bewegten, finden ihren Widerhall in Martis Rubrik: die Landesausstellungen, das Jura-Problem, die Aufarbeitung der Schweizer Geschichte, eidgenössische Initiativen.

Nicht überraschend greift Kurt Marti zwischendurch theologische Gegenstände auf, die aber vielfach mit allgemeinmenschlichen Fragen zusammenlaufen. Neben der Praxis des Predigens und Betens, dem Katholizismus, den Psalmen Ernesto Cardenals und dem christlich-marxistischen Dialog mit Konrad Farner beschäftigen ihn unter anderem die feministische Theologie, die «Theologie der Befreiung» und allgemein die Politisierung von Theologie und Kirche.

Ebenso sehr interessieren ihn literarische Themen, wie etwa die Erneuerung der Mundartdichtung, die moderne Lyrik generell, die Vergabe von Literaturpreisen und Formen eines «staatlichen Kunstdirigismus». Gerne bespricht er zeitgenössische, vor allem deutschsprachige Autoren und Autorinnen, aus der Schweiz unter anderem Walter Vogt, Ludwig Hohl, Max Frisch, Niklaus Meienberg, Kuno Raeber und Hans Rudolf Hilty. Friederike Mairöcker bezeichnet er als die wichtigste Figur in der deutschen Poesie der Gegenwart, Stefan George als denjenigen, der ihn früh beeinflusste. Ausser dem umstrittenen, «frag-würdigen» Ernst Jünger handelt es sich bei den Dargestellten vorwiegend um Literaten, die mit neuen Ideen auftraten und sich als «Nonkonformisten» zum damaligen «Establishment» querstellten.

Viele der von Marti geschilderten Persönlichkeiten spiegeln Facetten seiner eigenen Person wider. Stets erweist er sich als Demokrat, der entschieden für die Grundfreiheiten eintritt und alle Formen des «Meinungskonformismus», des Verschleierns, Schönredens und Herunterspielens, des Verschweigens und Vergessens unliebsamer Wahrheiten brandmarkt, der kritisch denkt und sich nicht scheut, sich durch dezidierte Stellungnahmen, etwa in den Debatten um Atomwaffen- und Waffenausführverbote, den Bau von Atomkraftwerken oder um Dienstverweigerung und Zivildienst, zu exponieren. Schonungslos deckt er den «Gesinnungs- und Konformitätsdruck» aus der bis Ende der 1980er-Jahre latent vorhandenen Abwehrhaltung gegenüber dem Kommunismus auf. Konsequenter setzt er sich für eine wirklich humane und demokratische Gesellschaft

ein, was ihm unter anderem den Vorwurf eintrug, gegen «unseren» Staat zu sein. Mit untergründigem Humor zitiert er das Gutachten eines DDR-Verlages, das ihm als Grundhaltung einen «neutral-toleranten Pluralismus» und damit einen Widerspruch zur «marxistisch-leninistischen Gesellschaftsauffassung» attestierte. (S. 651)

Als Pfarrer sieht er sich nicht als «Staatsfunktionär», der die Kirche als Dienstleistungsbetrieb zur Aufrechterhaltung des Kapitalismus oder gar als «ideologischen Wurmfortsatz des Staatsapparates» (S. 560) versteht, sondern als mündigen Staatsbürger und redlichen Christen. Titel wie «Menschenliebe politisch» oder «Appell für Toleranz und Freiheit» könnten über der ganzen Aufsatzsammlung stehen. Dass die Politik von denen bestimmt wird, die die wirtschaftliche Macht haben, wird nach dem Zusammenbruch des Kommunismus deutlicher beklagt. Marti prangert die neoliberalen Wirtschaftsfundamentalisten an, für die «Freiheit» primär freies Unternehmertum ohne staatliche Auflagen bedeutet und die dem «Götzen Markt» huldigen. Europa erscheint unter diesem Blickwinkel als «Staaten-Verein von Geschäftemachern, denen der eigene Profit über alles geht». (S. 1021)

Ausgangspunkte von Kurt Martis Reflexionen sind häufig Zeitungsberichte, neu erschienene Bücher oder die Rezension eines Buchs, ein aktueller Anlass, aber auch eine Menükarte oder eine Mauerinschrift. Eindrückliche Buchbesprechungen dokumentieren die breitgefächerte Belesenheit des Autors. Modewörter oder Wendungen, die oberflächlich und gedankenlos benutzt werden («Prah- und Hohlwörter», S. 848 ff.), oder Wortschöpfungen wie «Kulturschaffende» (S. 1029) und «Endverbraucher» (S. 1092) reizen ihn, die tieferen Bedeutungsschichten auszuloten und nicht selten den gegenteiligen Sinn des Gemeinten blosszulegen. Dazwischen eingestreut sind Reisenotizen und Impressionen aus der DDR, aus Portugal, dem Südtirol, von Glasgow, Rom und nicht zuletzt aus der Bundesstadt Bern – gelungene kleine Porträts eines wachen Spaziergängers.

Kurt Marti erweist sich als Seismograf für die Befindlichkeit der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Man liest in seinen gesammelten Kolumnen durchwegs mit Interesse, meist mit hohem Gewinn, oft auch amüsiert, und bewundert immer wieder die Raffinesse, wie sich in seiner klaren, flüssigen Sprache die Einfälle, Überlegungen, Fragen, Verweise und Zitate nahtlos aneinanderreihen und wie sich scheinbar zwanglos das eine aus dem anderen ergibt. Was leicht daherkommt, ist wohl nicht selten das Ergebnis einer langen und «bis zur Erschöpfung oder Verzweiflung» reichenden Suche nach dem richtigen Wort, wie er einmal beiläufig gesteht. (S. 1252) Wo er als Mahner von Atomverseuchung, Umweltbelastung, Zersiedelung und anderem, von Menschen verursachtem Unheil spricht, stellt sich einem bei der Lektüre mitunter die erschreckende Erkenntnis ein, dass die Zustände seither kaum

besser geworden sind. Die meisten Kolumnen könnte Kurt Marti auch heute noch schreiben. Von daher rührt die Aktualität seiner Texte. Sie haben Bestand als kleine, in sich geschlossene Kunststücke eines aufmerksamen Beobachters, der sich so seine Gedanken macht, wahrlich über Gott und die Welt.

Emil Erne, Bern

Profos Frick, Claudia: Gelehrte Kritik. Albrecht von Hallers literarisch-wissenschaftliche Rezensionen in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen.

Basel: Schwabe 2009 (Studia Halleriana, Bd. 10). 450 S.
ISBN 978-3-7965-2434-9.

Bei seinem Tod im Jahre 1777 hinterliess Albrecht von Haller ein gewaltiges kritisches Œuvre, das mehr als 9000 Rezensionen aus vier Jahrzehnten umfasste. Die zumeist deutsch-, aber auch französisch- und lateinischsprachigen Rezensionen, die in unterschiedlichen Zeitschriften, vornehmlich aber den *Göttingischen Zeitungen/Anzeigen von gelehrten Sachen (GGA)* publiziert wurden, referierten und bewerteten neue Schriften aus fast allen Bereichen der Wissenschaften und der schönen Literatur. Kritik war bei Haller nicht etwa nur das Produkt «müssiger Nebenstunden», sondern ein zentraler Bestandteil seiner Arbeit als Gelehrter. Seine unermüdliche Kritiker-Tätigkeit sicherte ihm denn auch schon zu Lebzeiten eine herausragende Stellung innerhalb der *Respublica Litteraria*. Einer seiner Göttinger Kollegen, der renommierte Professor der Medizin und Naturgeschichte Johann Friedrich Blumenbach, beschrieb Haller als hervorragenden Rezensenten, dessen «unermeßliche Gelehrsamkeit verbunden mit einer fast beyspiellosen Stärke des Gedächtnisses» ihn befähigt habe, «das eigenthümliche Neue [und Wesentliche]» einer Schrift zu erkennen und in der ihm «eigenen gedrunghenen und doch so reichhaltigen Kürze» zusammenzufassen. Und er fuhr fort: «Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man Hallers Recensenten-Arbeiten zu seinen wichtigsten und größten Verdiensten zählt, die ihm doch, so sehr auch seine Urtheile bleibendes Muster von Billigkeit und Würde sind –, wie er selbst klagt, am wenigsten verdankt, vielmehr mit vielen Unannehmlichkeiten vergolten worden.»¹

Mit Hallers Rezensionen (insbesondere zur schönen Literatur) hat sich seit den 1960er-Jahren Karl S. Guthke vielfach auseinandersetzt. Claudia Profos Frick – Mitarbeiterin an der *Bibliographia Halleriana* (Basel 2004) – greift auf Guthkes Ergebnisse zurück, beschreitet in ihrer hier vorliegenden Studie aber inhaltlich und methodisch andere Wege. Auf mehr als 400 Seiten entwirft sie ein informatives und detailreiches Bild von Hallers Verständnis der gelehrten Kritik sowie den spezifischen Gegebenheiten

seiner Rezensionstexte. Im einleitenden Kap. 1 werden zunächst das zu analysierende Textkorpus, Hallers literarisch-wissenschaftliche *GGA*-Rezensionen, sowie die gewählte Methode, eine computergestützte linguistisch-stilistische Analyse, vorgestellt; sodann wird Hallers «kritischer Kontext» skizziert: einerseits das Rezensionsinstitut der *GGA*, andererseits Grundzüge der zeitgenössischen Kritik am Beispiel Gottscheds und Lessings. Kap. 2 widmet sich Hallers Rezensionsgrundsätzen, die in verschiedenen seiner Vorreden deutlich fixiert sind: Kritik hat auf Verbreitung und Verbesserung der besprochenen Schriften abzielen und somit dem allgemeinen Nutzen zu dienen. Voraussetzung für den Kritiker sind Sach-Kompetenz, Objektivität, Orientierung nur am Gegenstand, Freimütigkeit im Urteil, Mäßigung im Ton. Kap. 3 postuliert Hallers anonym erschienene *GGA*-Rezensionen als authentisches Haller-Textkorpus, das ideale Voraussetzungen für eine sprachzentrierte Analyse bietet. Die «Brücken»-Kap. 4 und 5 bieten notwendige Sach-Informationen zu Haller: zur Ermittlung seiner anonymen Rezensionen, zu Entwicklung und Erscheinungsbild seiner literarischen Kritik und schliesslich zum Publikum, den gelehrten Lesern wie den besprochenen Autoren. Kap. 6 führt zurück zur eigentlichen (auf literaturkritische Rezensionen beschränkten) Sprachanalyse und erkennt hinsichtlich Lexik, Syntax und Stil eine typische, durch berndeutsche und französische Einflüsse gekennzeichnete Haller-Sprache, deren spezifischer Duktus durch die Stilelemente «Klarheit», «Kürze» und «Angemessenheit» verstärkt wird. Im zentralen Kap. 7 geht es um die theoretische Fundierung und textanalytische Veranschaulichung von Hallers kritischem Verfahren, oder genauer, der Sprachgestaltung seiner Wertung und den Modi seines Urteilens. Neben einer eigenen, deutlich wirkungsästhetisch ausgerichteten «Wertsprache» mit zeittypischen Kategorien (wie «rührend», «schön», «witzig», «erhaben», «wahr» etc.) wird eine im Grundsatz phänomenologische «Erkenntnismethode» ermittelt, die normative Werte zwar keineswegs verwirft, im Einzelfall aber eher deskriptiv verfährt. Kap. 8 gilt der geographisch breiten Streuung von Hallers Literaturkritik, insbesondere aber seinem eher negativen Verhältnis zur französischen und seinem eher positiven zur englischen Literatur, die er jeweils nicht nur per se, sondern auch als Folien einer sich emanzipierenden deutschen Literatur betrachtet. Kap. 9 vergleicht Hallers Rezensionen zur schönen Literatur mit denen seiner *GGA*-Kollegen Kästner, Michaelis und Heyne und konstatiert in Wertsprache, Argumentation und kritischem Ansatz jeweils individuelle Kritik-Stile. In Kap. 10 und 11 schliesslich wird aufgezeigt, dass – dem Gelehrsamkeits-Begriff der Zeit entsprechend – ein enger Bezug zwischen Hallers «wissenschaftlichen» und «literaturkritischen» Rezensionen besteht. Seine gelehrte Kritik folgt einem weitgehend einheitlichen Verfahrens- und Bewertungsmuster, das unabhängig vom jeweiligen Gegenstand Anwendung findet. Ein Anhang mit bibliographischen Angaben zu Hallers

literaturkritischen Rezensionen sowie einigen tabellarischen Datenauswertungen und ein Literaturverzeichnis beschliessen den Band. Register fehlen bedauerlicherweise.

Profos hat eine facetten- und materialreiche Studie vorgelegt, die das Bild des Gross-Rezensenten Haller in dankenswerter Weise präzisiert, partienweise sogar neu konturiert. Dass sie hierbei – wie vorstehend zusammengefasst – Schwerpunkte setzt, ist nur legitim, bietet aber die Gefahr, einzelne Aspekte auszublenden. Zu denken etwa wäre an Blumenbachs oben zitiertes Diktum, Haller habe mit seinen Rezensionen weniger Dank als Unannehmlichkeiten erfahren. Auch wenn diese Aussage überspitzt sein mag, aus der Luft gegriffen ist sie nicht. Denn Hallers Kritik galt keineswegs als sakrosankt, sie wurde vielmehr durch Besprochene, die sich missverstanden oder ungerecht behandelt sahen, und durch Kritiker-Kollegen, die Flüchtigkeiten oder Sachmängel anmerkten,² durchaus auch in Frage gestellt. Und ein weiteres ist zu bedenken: Hallers Rezensionen, deren Bandbreite von der knappen Information bis zur ausgeführten Besprechung reicht, bilden nicht etwa einen monolithischen Block «gegründeter Kritik», sie sind vielmehr nach Umfang und Intensität, aber auch nach Interesse am und Vertrautheit mit dem Gegenstand sehr unterschiedlich. Hallers programmatisch formulierter Idealzustand einer «guten Rezension» wird durchaus nicht immer erreicht. Das gilt auch für das Kriterium der Urteilsbildung. Zwar betont Haller wiederholt, dass der «Nutzen» einer Rezension in ihrem Urteil liege, aber seine – von Profos herausgearbeitete – «Wertsprache» löst diesen Urteilsanspruch oft nur am Rande ein.

Ergänzend noch drei Verdeutlichungen bzw. Hinweise:

- 1) Hallers Programm einer «gegründeten Kritik» ist Teil der seit der Frühaufklärung geführten, breiten Debatte über die Modalitäten des Rezensierens. Er «schärft» einige der klassischen Aspekte und priorisiert – bezogen auf die *GGA* – Kriterien wie «Aktualität» und «Gedrängtheit», die für gelehrte Zeitungen unabdingbar sind – nicht aber für die konkurrierenden gelehrten Journale/Zeitschriften.
- 2) Die interne «topographische» Ordnung der *GGA* orientiert sich nicht am Erscheinungsort, wie Profos vermutet, sondern am Ort, von dem eine gelehrte Nachricht stammt. Diese Unterscheidung ist – zumindest hinsichtlich der bibliographischen Bestimmung der rezensierten Schriften – alles andere als unerheblich. So handelt es sich etwa bei dem unter dem Label «Prag» angekündigten «Baurenfreund in Niedersachsen» gerade nicht um eine Prager Publikation (S. 375), sondern um den 1. Jg. einer im norddeutschen Lemgo erschienenen Wochenschrift.
- 3) Guthkes wichtige Zusammenstellung der literaturkritischen Haller-*GGA*-Rezensionen wird im Anhang alphabetisch neu sortiert und mit Korrekturen und Ergänzungen versehen (S. 372–420). Drei bei Guthke übersehene Titel sind hinzugefügt, das Gros der Einträge aber bleibt so gut wie unverändert. Das ist – wie das oben genannte Beispiel

«Baurenfreund» belegt – enttäuschend, da es dem heutigen Forschungsstand nicht gerecht wird und den Nutzer mit bibliographischen Problemen allein lässt, die längst gelöst sind.³

Insgesamt gesehen kommt Profos' Monographie das grosse Verdienst zu, erheblich zur Wieder- und Neuentdeckung des Rezensenten Haller beizutragen. Insbesondere die Ergebnisse zur Sprache und zur Erkenntnismethode machen Grundzüge und Entwicklungen der Hallerschen Kritik deutlich, die die Forschung bisher nicht so klar herausgearbeitet hatte. Gleiches gilt für den Nachweis eines fächerübergreifenden, dabei aber individuellen kritischen Ansatzes, bei dem Hallers Affinität zu den Naturwissenschaften wie zur Dichtung offenbar wird. Nicht zuletzt durch die Analyse sprechender Beispieltexte verleiht Profos Hallers Rezensenten-Profil eine klare Kontur, die seine besondere Stellung innerhalb der zeitgenössischen Kritik hochgradig plausibel macht.

Thomas Habel, Göttingen

¹ [Vorrede] zu: Römer, J.J. / Usteri, P.: Des Herrn von Hallers Tagebuch der medicinischen Litteratur der Jahre 1745 bis 1774. 2 Bde. Bern 1789–91, Bd. 1, Th. 2, VII–VIII.

² Vgl. Näheres z.B. bei Schimpf, W.: Kästners Literaturkritik. Lichtenberg-Studien, Bd. 4. Göttingen 1990, 14ff., 67ff.

³ Vgl. etwa die bei den Nachschlagewerken (S. 448) aufgeführten Daten des IdRZ18 (<http://adw.sub.uni-goettingen.de/idrz/pages/Main.jsf>).

Von Bergen, Stefan; Steiner, Jürg: Wie viel Bern braucht die Schweiz?

Bern: Stämpfli Verlag 2012. 192 S. ISBN 978-3-7272-1312-0.

Das Thema liegt in der Luft. Am 24. Mai 2013 lud Beatrice Simon, Finanzdirektorin des Kantons Bern, ihre Schwyzer und Zuger Amtskollegen zu einer Sightseeingtour durch den darbenenden Kanton ein, und in der folgenden Woche publizierte Pierre Rom, Parteisekretär der Berner FDP von 1978 bis 1992, im Eigenverlag eine Schrift mit dem viel-sagenden Titel *Eine schwere Erbschaft. Eine Studie über die Zusammenhänge zwischen Geschichte und Politik und deren Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung im Kanton Bern*. Schon 2012 war die hier zu begutachtende Publikation aus der Redaktion der Berner Zeitung erschienen.

Wenn es eines Beweises bedurft hätte, dass eine interessante Folge von Zeitungsartikeln nicht unbedingt ein gutes Buch abgeben muss: Diese Publikation liefert ihn.

Sie zerfällt in drei Teile. Im ersten Teil, einer Collage aus diversen Berner Geschichten (*Berns moderne Zeit*, Bd. 5, 2011; *Bern – Die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert*, 2003; *Berner, deine Geschichte*, Illustrierte Berner Enzyklopädie, Bd. 2 1981; Junker, *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, Bde. I bis III, 1982, 1990, 1996; Pfister,

Geschichte des Kantons Bern seit 1798, 1995), geht das Autorenteam der Frage nach, weshalb die Geschichte Berns seit 1798 eine Abfolge von Versäumnissen gewesen sei, die für die heutige, nach Meinung der Autoren, desolante Situation des Kantons verantwortlich seien. Im zweiten Teil wird die Berner Gegenwart nach 2008 analysiert («Berns brüchige Gegenwart»), und im dritten Teil werden Zukunftsszenarien dargestellt: «Szenario 1 – Krise frontal: Selbst verschuldete Berner Schwindsucht; Szenario 2 – Krise gedämpft: Wie Bern nachhaltig auf die Bremse steht; Szenario 3 – Boom ungebremst: Berns Blüte und Biederkeit; Szenario 4 – Boom kontrolliert: Wie Bern über sich herauswächst.» Dieser dritte Teil regt durchaus zum Nachdenken an, und man kann auch sein Vergnügen haben an der ungebremsten Phantasie der Autoren, weniger allerdings an der saloppen Mediensprache.

Nicht ganz nachvollziehbar ist das Vorwort, das auf die provokative Frage «Wie viel Bern braucht die Schweiz?» gleich sechs Antworten gibt, die man eigentlich am Schluss des Buches als Quintessenz aus der Lektüre erwarten würde. Überzeugend können diese Antworten nicht ausfallen, weil sie einerseits auf «Tatbeständen» beruhen, die im Fluss und ständigem Wechsel unterworfen sind, andererseits aber auch nicht spezifisch bernische Problematik reflektieren. Die Fragwürdigkeit und Reformbedürftigkeit politischer Raumstrukturen kennen andere Kantone auch, und nicht immer sind sie auf so radikale Weise lösbar wie das die Glarner Landsgemeinde machte, als sie die 23 Gemeinden des Kantons kurzerhand auf drei reduzierte. Auch die Zentrum-Peripherie-Thematik und der problematische Umgang mit Boden und Bauland sind nicht spezifisch bernisch. Die Antworten auf die Frage sind natürlich auch ein Plädoyer für politische Werte, welche Bern in das politische Gefüge der Schweiz einbringen könne: Erfahrung im Finden des Ausgleichs, oft beschworene aber nie kritisch hinterfragte Brückenfunktion zwischen Deutsch- und Welschschweiz, Drehscheibenfunktion in der Politik, Rolle als nationale Nachhaltigkeits- und Erholungsregion. Etwas skurril wirkt die Aussage, die Schweiz brauche Bern, weil sie eine richtige Hauptstadt wolle, bis jetzt sei Bern nur Bundesstadt gewesen.

Fazit: man kann das Buch lesen, sollte sich aber bewusst sein, dass es ein «Flash» ist auf eine augenblicksbedingte subjektive Befindlichkeit und keine tiefeschürfende Analyse des Problems.

Christoph Zürcher, Bern

Online

Les droits de dîme de MM. de Berne en pays de Vaud 1536–1798.

Une contribution à l'étude de la politique agraire et de la production céréalière sous l'Ancien Régime.

Patrick-R. Monbaron

Rares sont les documents d'archives à fournir des chiffres sur la production céréalière, prédominante dans l'économie agricole des sociétés préindustrielles. Parmi eux, les comptabilités annuelles des baillis bernois, représentants régionaux de la Ville souveraine en pays de Vaud, constituent une source exceptionnelle sur les plans qualitatif et quantitatif. De même que leur tenue est dictée par une administration bien rôdée, de même leur parfaite conservation est due à la paix dont la Confédération helvétique bénéficie depuis le XVI^e siècle et au respect immuable des Suisses à l'égard de la propriété, publique comme privée, y compris en temps troublés de guerres confessionnelles ou de révolutions.

Réunis en 615 volumes, 3969 exercices comptables fournissent, du XVI^e au XVIII^e siècle, quelque 80 000 données sur le produit net de 675 droits de dîme. Si les mêmes règles de perception et de comptabilisation sont appliquées à la gestion des revenus étatiques, les séries chronologiques ne sont toutefois pas le reflet strictement proportionnel des récoltes vaudoises au cours du temps. Leurs distorsions, imputables à la conjoncture comme à la politique agraire du gouvernement, restent alors à identifier, à définir, à dater et, autant que possible, à mesurer. La marge d'erreur ainsi évaluée, le traitement statistique admet un degré d'approximation acceptable, avec lequel les historiens des époques préstatistiques sont d'ailleurs contraints de composer.

En dépit des réserves émises, l'enquête sur les droits de dîme de MM. de Berne en pays de Vaud aura permis d'esquisser le profil de la céréaliculture vaudoise d'Ancien Régime et d'approcher la production, voire la productivité, d'une région de quelque 3200 km² entre Moyen Pays, Jura et Alpes.

La publication sur Internet offre ainsi aux chercheurs suisses et étrangers l'accès à un matériau de comparaison unique en son genre par son volume, par la longueur des séries décimales (quasiment sans lacunes), par l'étendue du territoire étudié et par la variété des types de culture considérés, qui vont de la monoculture céréalière de plaine à l'agriculture subsidiaire de montagne. En cela, elle tend à servir l'histoire de la conjoncture agricole non seulement vaudoise, mais également suisse et européenne.

De conception identique à celle d'un ouvrage traditionnel, chacune des pages web correspond à un chapitre enrichi d'annexes (tableaux, cartes, courbes et graphiques – autant d'informations et de traitements statistiques bruts affinés dans le texte); documentation archivistique, bibliographie, index et répertoires de patronymes sont en outre

complétés d'un glossaire de termes techniques en patois vaudois et bernois. Au reste, à l'état de la recherche internationale répondent les extrapolations des chiffres vaudois, cependant que la critique, l'analyse et l'interprétation des sources comptables sont poursuivies à l'appui de la législation bernoise et en regard de son évolution de 1536 à 1798. Un tour d'horizon de la modernisation diversiforme de l'Etat de Berne par le biais de sa politique fiscale!

Links:

www.dimeberne.ch

www.zehndbern.ch